

# Über die Realitätsnähe von Friedrich Hölderlins Elegien

Huo Guang<sup>1</sup> und Zhao Leilian  
(Beijing)

**Kurzzusammenfassung:** Friedrich Hölderlin gilt als ein berühmter Philosoph und Dichter, dessen Werk von den Epochen der Klassik und der Romantik gleichermaßen geprägt ist. In vielen Gedichten reflektiert er über seine Erlebnisse. Insbesondere seine Elegien um 1800 beinhalten seine philosophischen und poetologischen Überlegungen, politischen Einsichten sowie autobiographischen Erlebnisse. Der vorliegende Beitrag versucht, die Realitätsnähe in Hölderlins Elegien zu analysieren.

Friedrich Hölderlin wurde im Jahr 1770 in Lauffen am Neckar geboren und starb 1843 in Tübingen. Im Jahr 1806 wurde bei ihm eine psychische Erkrankung diagnostiziert und er wurde am 11. September dieses Jahres „nach Tübingen ins Autenriethsche Klinikum verbracht.“<sup>2</sup> „Am 3. Mai 1807“ wurde Hölderlin als „unheilbar“ aus der Klinik entlassen. Er wurde dem „Schreinermeister Ernst Zimmer und seiner Frau anvertraut“<sup>3</sup>. Bis zu seinem Tod wohnte Hölderlin bei der Familie Zimmer am Neckar.<sup>4</sup>

Deshalb umspannte seine Schaffensphase insgesamt nur einen Zeitraum von etwa zwanzig Jahren. Dennoch schuf Hölderlin in dieser kurzen Zeit viele Gedichte, darunter sechs Elegien, nämlich *Der Wanderer*, *Der Gang aufs Land (An Landauer)*, *Menons Klagen um Diotima*, *Heimkunft (An die Verwandten)*, *Brod und Wein (An Heinze)* und *Stutgard (An Siegfried Schmidt)*, davon vier Widmungselegien, die er jeweils Christian Landauer (1769-1845), Wilhelm Heinse (1746-1803), Siegfried Schmidt (1774-1859) und den Verwandten widmete. Hölderlin schrieb die meisten Elegien in seinen erlebnisreichen späten Jahren um 1800, als seine Gedanken bereits ausgereift waren. Aus diesem Grund sind seine Elegien inhaltlich umfangreich und formal vielfäl-

---

<sup>1</sup> Die Verfasserin Frau Huo Guang (Lehrerin von der Liaoning University) promoviert jetzt bei Prof. Dr. Zhao Leilian am Fremdspracheninstitut an der Renmin University of China.

<sup>2</sup> Adolf Beck, Hölderlin, Chronik seines Lebens. Frankfurt a. M. und Leipzig 2003, S. 101.

<sup>3</sup> Ebenda, S. 102.

<sup>4</sup> Vgl. Gregor Wittkop, „Die Jahre 1806-1843“, in: Johann Kreuzer (Hg.), Hölderlin-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart 2002, S. 53.

tig. „Seine Elegien vereinigen die Lebenserfahrungen, geschichtlichen und philosophischen Gedanken von ihm erfolgreich.“<sup>5</sup>

Es gibt im Wesentlichen drei wirklichkeitsnahe Faktoren, die den Inhalt von Hölderlins Elegien kennzeichnen. Diese sind die damalige geschichtliche und gesellschaftliche Realität, seine philosophische Reflexion über die gesellschaftliche Realität sowie seine Liebe zu Susette Gontard (1769-1802). Diese drei Faktoren beeinflussen sich gegenseitig, weshalb Hölderlins Elegien mehrdimensional sind und viele symbolische Bedeutungen in sich tragen, die sich u. a. in der Form von Allegorien, Metaphern, intertextuellen Bezügen zeigen. Dies bereitet beim Verständnis der Elegien viele Schwierigkeiten und lässt auch Raum für verschiedene Deutungen zu. Der Begriff „Realitätsnähe“ bedeutet den sprachlichen Bezug zu allen Erlebnissen, Gedanken und Tätigkeiten Hölderlins. Deswegen ist die Analyse von Hölderlins Realitätsnähe hilfreich für das Verstehen, Interpretieren und Übersetzen seiner Elegien.

## 1 Die geschichtliche und gesellschaftliche Realität

Das wichtigste gesellschaftliche Ereignis zu Hölderlins Lebzeiten war sicherlich die Französische Revolution. Als sie im Juli 1789 ausbrach, war Hölderlin gerade in seiner Jugendzeit und befand sich in seinem ersten Studienjahr im Tübinger Stift – am 21. Oktober 1788 hatte er sein Studium aufgenommen. Dieses Ereignis erwähnte Hölderlin in vielen Briefen und Werken unmittelbar oder indirekt. In einem Brief an seine Mutter versuchte er, sie mit positiven Veränderungen im zukünftigen Deutschland zu trösten:

Liebe Mama! Wegen dem Krieg sich nicht zu viel Sorge zu machen. Warum sollen wir uns mit der Zukunft plagen? Was auch kommen mag, so arg ists nicht, als Sie vielleicht fürchten mögen. Es ist wahr, es ist keine Unmöglichkeit, daß sich Veränderungen auch bei uns zutragen.<sup>6</sup>

Briefe wie diese finden sich viele, beispielsweise schrieb er am 19. oder 20. Juni 1792 an die Schwester:

Glaube mir! Liebe Schwester, wir kriegen schlimme Zeit, wenn die Oestreicher gewinnen. Der Misbrauch fürstlicher Gewalt wird schrecklich

---

<sup>5</sup> Zhao Leilian, A Study of Friedrich Hölderlin's Aspects about Harmony. Beijing 2017, S. 311. Das Zitat wurde von den Verfasserinnen der vorliegenden Arbeit vom Chinesischen ins Deutsche übersetzt.

<sup>6</sup> Adolf Beck (Hg.), Hölderlin: Sämtliche Werke. StA. Bd. 6.1. Stuttgart 1954, S. 82.

werden. Glaube das mir! Und bete für die Franzosen, die Verfechter der menschlichen Rechte.<sup>7</sup>

Fast gleichzeitig schrieb er an den Bruder:

Cotta schrieb aus Frankreich, wie ich von Stutgard aus erfuhr, den 14ten Julius, den Tag ihres Bundesfestes werden die Franzosen an allen Enden und Orten mit hohen Thaten feiern. Ich bin begierig.<sup>8</sup>

Dieses Ereignis, das in ganz Europa Veränderungen und Umwälzungen herbeiführte, begeisterte Hölderlin und beeinflusste ihn tief. Wie Valérie Lawitschka feststellt, habe Hölderlin die Französische Revolution mit seiner „Hoffnung auf eine Veränderung im eigenen Land“ verbunden.<sup>9</sup> Hölderlin wollte im Grunde genommen seine politische Überzeugung erfüllen und Deutschland dazu motivieren. Dies kann man auch aus einem Brief Hölderlins an Johann Gottfried Ebel vom Januar 1797 herauslesen:

Ich glaube an eine künftige Revolution der Gesinnungen und Vorstellungen, die alles bisherige schamroth machen wird. Und dazu kann Deutschland vielleicht sehr viel beitragen. Je stiller ein Staat aufwächst, um so herrlicher wird er, wenn er zur Reife kömmt.<sup>10</sup>

Darüber hinaus pflanzte er dafür sogar mit anderen, darunter Hegel und Schelling, gemeinsam „einen Freiheitsbaum“.<sup>11</sup> Deshalb sind die Französische Revolution und die mit ihr einhergehenden Ereignisse, wie der Frieden von Lunéville, für Hölderlin von großer Bedeutung. Er beschrieb sie in vielen seiner Werke und so natürlich auch in den Elegien, die zu Hölderlins wichtigsten Gedichten gehören.

Hölderlin brachte den damaligen gesellschaftlichen Zustand, seine Enttäuschung über die Gegenwart, seine Begeisterung für die Französische Revolution und für zukünftige politische Veränderungen in den Elegien mit einer poetischen Sprache zum Ausdruck. Diese Realitätsnähe manifestiert sich in Hölderlins Elegien vor allem in drei Formen, die nachfolgend dargestellt werden.

---

<sup>7</sup> Ebenda, S. 77.

<sup>8</sup> Ebenda, S. 85.

<sup>9</sup> Valérie Lawitschka, „Französische Revolution“, in: Johann Kreuzer (Hg.), Hölderlin-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart 2002, S. 14.

<sup>10</sup> Adolf Beck (Hg.), Hölderlin: Sämtliche Werke. StA. Bd. 6.1. Stuttgart 1954, S. 229.

<sup>11</sup> Adolf Beck, Aus dem Umwelt des jungen Hölderlin: Stamm- und Tagebucheinträge, in: Hölderlin Jahrbuch. Tübingen 1947, S. 38.

## 1.1 Die gesellschaftliche Realität in der Form des Naturbildes

Die Natur-Schönheit identifiziert sich meistens mit dem Guten und guter Stimmung. Umgekehrt erregt Natur-Hässlichkeit das Unangenehme und symbolisiert das Böse, Schlimme. Im Tübinger Stift waren Hölderlin die strenge Dogmatik und die bedrückende Atmosphäre unerträglich, so war die Luft dort „ungesund“.<sup>12</sup> Als er in Hauptwil die Nachricht des Friedens erfuhr, war er ganz guter Laune, deswegen fand er die umgebende Landschaft schön:

„Das helle Himmelblau und die reine Sonne über den nahen Alpen waren meinen Augen in diesem Augenblick um so lieber, weil ich sonst nicht hätte gewußt, wohin ich sie richten sollte in meiner Freude“.<sup>13</sup>

In Hölderlins Elegien spiegelt sich die gesellschaftliche Realität meistens in der Form von Gegenüberstellung des guten und schlechten Naturbildes wider. Während das Schlechte die schlimme Gesichtssituation ausdrückt, verkörpert das Gute Hölderlins Hoffnung auf das Ideal der Zukunft.

In der Elegie *Der Wanderer* wird die Heimat des Dichters mit schöner Landschaft und angenehmer Stimmung bejaht und gelobt, indem er die beiden Arten extremem Klimas in den afrikanischen Ebenen und vom nördlichen Pol negiert. Die „Afrikanischen dürrn Ebenen“ sah das lyrische Ich; und „vom Olymp reegnete Feuer herab“, „Aber auf denen springt kein frischaufrünender Wald nicht/ In die tönende Luft üppig und herrlich empor./ Unbekränkt ist die Stirne des Bergs und beredsame Bäche/ Kennet er kaum, es erreicht selten die Quelle das Thal./ Keiner Heerde vergeht am plätschernden Brunnen der Mittag.“<sup>14</sup> In dieser totenstillen und fast leblosen „Wüste“ fühlt sich der Dichter zweifellos bedrückt und einsam. Deswegen macht er sich auf die Suche nach Neuem. Aber dieses Mal gelingt es ihm wieder nicht, etwas Angenehmes zu finden, denn er kommt „zum nördlichen Pol“: „Still in der Hülse von Schnee schläft das gefesselte Leben/ Und der eiserne Schlaf harnte seit Jahren des Tags./ Denn zu lang nicht schlang um die Erde den Arm der Olymp hier.“<sup>15</sup> Das Schlimmste dabei ist die nicht auszuhaltende Eiskälte.

Mit diesen negativen Klimabeschreibungen der Glut und der Dürre sowie des Frostes veranschaulicht Hölderlin die damalige bedrückende Gesellschaft, die volle Zerspaltung, Unruhe und Finsternis vortrefflich. Das

---

<sup>12</sup> Adolf Beck (Hg.), Hölderlin: Sämtliche Werke. StA. Bd. 6.1. Stuttgart 1954, S. 45.

<sup>13</sup> Ebenda, S. 413.

<sup>14</sup> Friedrich Beissner (Hg.), Hölderlin: Sämtliche Werke. StA. Bd. 2.1. Stuttgart 1951, S. 80.

<sup>15</sup> Ebenda.

harte Klima in der Wüste und am nördlichen Pol symbolisiert die grobe Gesellschaft. Trotzdem wird Hölderlin nicht entmutigt. Er sucht richtigerweise weiter, indem er in die Heimat zurückgeht und die damalige Gemütlichkeit findet: „Zärtlich, wie vormals, weh'n Lüfte der Jugend mich an;/ Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten/ Offnen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt, / Und das heilige Grün [...] erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.“<sup>16</sup> Dem Schlimmen steht diese gute Stimmung gegenüber und trägt Hölderlins Ideal, eine gute Zukunft Deutschlands. Er möchte in der Zukunft ein ideales Land wie die von ihm in der Elegie beschriebene Heimat gründen. Nach Binders Analyse zu dem Naturbild der Heimat in Hölderlins Dichtung sind für Hölderlin die Heimat und das Vaterland in seinen frühen Werken identisch, selbst in den späten Gedichten besteht der Unterschied nur infolge des räumlichen Umfangs. Die Liebe zur Heimat entspricht der zum eigenen Land. Die Liebe zum Vaterland entsteht aus der Liebe zur Heimat. Der Zukunftsentwurf für das Vaterland ist eng verbunden mit der Heimat, die als der Prototyp des idealen Landes in der Zukunft gilt.<sup>17</sup> Hölderlin konzipiert und konkretisiert sein ideales Land in vielen seiner Gedichte wie in der Elegie mit der Landschaft in der Heimat. Deswegen stellt der Gegensatz vom schlimmen Klima und dem schönen Naturbild in der Heimat einen starken Kontrast zwischen der damaligen Gesellschaft und Hölderlins idealem Land dar. Gerade die Naturbeschreibung, besonders der darin implizierte gesellschaftliche Zustand und die politische Hoffnung, führen diese Elegie zu ihrem Höhepunkt.

Obwohl in der Elegie *Der Gang aufs Land* eine gute, schöne Atmosphäre herrscht und die Schilderung des mieseren Wetters sich nur in einigen Sätzen vollzieht, kann dies nicht über einen krassen Kontrast hinwegtäuschen:

[...] glänzt ein Weniges heute  
 Nur herunter und eng schließet der Himmel uns ein.  
 Weder die Berge sind noch aufgegangen des Waldes  
 Gipfel nach Wunsch und leer ruht von Gesange die Luft.  
 Trüb ist's heut, es schlummern die Gäng' und die Gassen und fast will  
 Mir es scheinen, es sei, als in der bleiernn Zeit.<sup>18</sup>

Diese Wetterbeschreibung, vor allem das Adjektiv „bleiern“, äußert die Düsternis des Wetters und der Stimmung. Das lyrische Ich ist hier so schwer belastet, dass es sogar nicht mehr atmen kann oder psychisch krank wird. Trotz des trüben Wetters und der damit symbolisierten schlimmen historischen Lage jener Zeit hält Hölderlin an seinem Ideal fest („Rechtgläubige

---

<sup>16</sup> Ebenda, S. 81.

<sup>17</sup> Vgl. Wolfgang Binder, Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung, in: Hölderlin Jahrbuch. Tübingen 1954, S. 53.

<sup>18</sup> Friedrich Beissner (Hg.), Hölderlin: Sämtliche Werke. StA. Bd. 2.1. Stuttgart 1951, S. 84.

zweifeln an Einer Stunde nicht und der Lust bleibe geweiht der Tag“)<sup>19</sup> und glaubt, dass dieser Wunsch in der Zukunft erfüllt werden kann:

Was wir vom Himmel gewonnen,  
Wenn ers weigert und doch gönnet den Kindern zulezt.<sup>20</sup>

Im Brief an Schiller am 4. September 1795 drückte Hölderlin seinen Entschluss aus:

Ich friere und starre in dem Winter, der mich umgiebt. So eisern mein  
Himmel ist, so steinern bin ich.<sup>21</sup>

Durch diesen Kontrast wird Hölderlins starke Zuversicht hervorgehoben. Deswegen fordert er seinen Freund Landauer auf, „ins Offene zu kommen“<sup>22</sup> und das Gute zu suchen. In dieser Überzeugung entfaltet sich sein Wunsch: Einige „der segenbringenden Schwalben“ kommen an und „weihn bei guter Rede den Boden, Wo den Gästen das Haus baut der verständige Wirth“.<sup>23</sup> Hölderlin hat in der besonderen Zeit mittels Wetterbeschreibung den Zustand der Menschen dargestellt und seinen Freund ermutigt.

In der Elegie *Stuttgart* tritt der Gegensatz zwischen dem guten und schlechten Naturbild in der ersten Strophe auf und schildert den Übergang vom schlechten zum guten Naturbild. Er nennt es Glück, aus der Dürre ins Grün und Blüten zu gelangen. Das Glück ist nicht wie der Tag in *Brod und Wein* zu grell, sondern mäßig, es ist weder zu wenig noch zu viel. Das ist auch Hölderlins Wunsch, also die schlimme Realität zu überschreiten und sich in das mäßige Idealreich zu erheben. In *Der Wanderer* ist die Heimat die Miniatur von Hölderlins idealem Land. Ähnlich verkörpert *Stuttgart* auch sein ideales und reines Land. Durch Rühmen der Heroen in seiner Heimat ermahnt er sich selbst als Dichter, etwas fürs Wiederblühen der Heimat zu tun, aber diese Last ist ihm so schwer, dass er in der Elegie seinen Freund Siegfried Schmidt auffordert, mit ihm zusammen „die beglückende Last“<sup>24</sup> zu tragen.

In der Elegie *Brod und Wein* stellt Hölderlin die Nacht dem Tag gegenüber. Er äußert seine Einstellung zur Gesellschaft und Zukunft. Der Gegensatz in dieser Elegie hat eine doppelte Bedeutung: Einerseits ist die Nacht einsam, kaltblutig, dürr und das Symbol der damaligen „Gesellschaft, wo

---

<sup>19</sup> Ebenda.

<sup>20</sup> Ebenda

<sup>21</sup> Adolf Beck (Hg.), Hölderlin: Sämtliche Werke. StA. Bd. 6. 1. Stuttgart 1954, S. 181.

<sup>22</sup> Friedrich Beissner (Hg.), Hölderlin: Sämtliche Werke. StA. Bd. 2. 1. Stuttgart 1951, S. 84.

<sup>23</sup> Ebenda.

<sup>24</sup> Ebenda, S. 89.

das sinnige Haupt Gewinn und Verlust wohlzufrieden zu Haus wägt“.<sup>25</sup> Der Tag ist hell, reich und schön, wo „das Haus der Himmlischen, das selige prunkvolle antike Griechenland, Festlicher Saal glänzt, Der Boden ist Meer! Und Tische die Berge.“<sup>26</sup> Aus diesen lobenden Ausdrücken kann man herauslesen, dass Hölderlin dazu neigt, sich künftig in einem Land wie dem alten Griechenland zu wähen. Andererseits erscheint die Gegenseite in abweisender Gestalt: Die Nacht ist dürr, trotzdem kann sie einem manchmal eine ruhige Zeit bieten, in der man nachdenken und sich an die Vergangenheit erinnern kann. Der Tag ist manchmal für einen zu grell, als dass man ihn sogar allein ertragen könnte. „Vater Aether! So riefs und flog von Zunge zu Zunge/ Tausendfach, es ertrug keiner das Leben allein;“<sup>27</sup> Deshalb wäre es besser, die mangelhafte Nacht und den unvollkommenen Tag zu vereinen und ein mäßiges Glück zu erschaffen. Deswegen werden die Nacht und der Tag versöhnt, das antike Griechenland und die moderne Gesellschaft verschmelzen, wodurch ein wahrhaft glückliches Land entsteht.

## 1.2 Friede von Lunéville

Der Frieden von Lunéville, der am 9. Februar 1801 in Steyr zwischen Frankreich und dem Heiligen Römischen Reich geschlossen wurde, war während der Französischen Revolution ein wichtiges Ereignis. Der Vertrag bestimmte, dass sich die beiden Kontrahenten von nun an friedlich und freundschaftlich zueinander verhalten sollten. Frankreich erhielt die seit 1794 besetzten linksrheinischen Gebiete, Napoléon Bonaparte nahm sie am 9. März 1801 offiziell in Besitz.<sup>28</sup> Dies ist zweifellos ein gutes Ereignis für Hölderlin, der von der Französischen Revolution begeistert war und dessen Wunsch in „Freiheit und Ruhe“ bestand.<sup>29</sup> Den Friedensschluss von Lunéville verarbeitete er als Stoff in vielen Werken. Das berühmteste davon ist das Gedicht *Friedensfeier*, in dem er ein Loblied auf das Ereignis anstimmt. Auch in seinen Elegien können die Spuren des Friedens von Lunéville entdeckt werden. Er nennt ihn in den Elegien „Glück“. Am Anfang der Elegien *Stuttgart* schrieb er: „Wieder ein Glück ist erlebt.“<sup>30</sup> Dies kann sich auf den Frieden von Lunéville beziehen. Die Entstehung dieser Elegie fällt vermutlich in die Zeit von Herbst und Winter 1800, wobei bei dieser Fassung der erste Vers mit Glück fehlt. Die Überarbeitung mit dem ersten Vers erfolgte wesentlich spä-

---

<sup>25</sup> Ebenda, S. 90.

<sup>26</sup> Ebenda, S. 92.

<sup>27</sup> Ebenda.

<sup>28</sup> Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Friede\\_von\\_Lunéville](https://de.wikipedia.org/wiki/Friede_von_Lunéville), letzter Zugriff: 01.07.2018.

<sup>29</sup> Adolf Beck (Hg.), Hölderlin: Sämtliche Werke. StA. Bd. 6. 1. Stuttgart 1954, S. 248.

<sup>30</sup> Ebenda, S. 86.

ter<sup>31</sup>, gerade zur Zeit des Friedensschlusses von Lunéville. Dies ist ein Lichtblick in der Finsternis, dem Hölderlin die Aurora des Morgengrauens verleiht. Er schrieb in einem Brief an seine Schwester am 23. Februar 1801 seine Freude über den vielversprechenden Frieden:

Ich schreibe Dir und den lieben Unsrigen an dem Tage, da unter uns hier alles voll ist von der Nachricht des ausgemachten Friedens, und, da Du mich kennest, brauche ich Dir nicht zu sagen wie mir dabei zu Muth ist [...] Ich glaube, es wird nun recht gut werden in der Welt. Ich mag die nahe oder die längst vergangene Zeit betrachten, alles dünkt mir seltne Tage, die Tage der schönen Menschlichkeit, die Tage sicherer, furchtloser Güte, und Gesinnungen herbeizuführen, die ebenso heiter als heilig, und ebenso erhaben als einfach sind.<sup>32</sup>

Fast gleichzeitig äußerte er im Brief an Christian Landauer seine Zufriedenheit über das erfreuliche Ergebnis des Friedensvertrags: „Ich denke, mit Krieg und Revolution hört auch jener moralische Boreas, der Geist des Neides auf, und eine schönere Geselligkeit, als nur die ehern bürgerliche mag reifen!“<sup>33</sup>

Diese zwei Briefe zeigen Hölderlins offensichtliche Freude über dieses politische Ereignis, und da sie zur gleichen Zeit wie die Elegie *Stuttgart* entstanden sowie aufgrund des inhaltlichen Zusammenhangs können sie als Belege für den Bezug der Elegie *Stuttgart* auf den Frieden von Lunéville betrachtet werden. Das Glück in der Elegie ereignet sich gerade im Herbst, was offenbar kein Zufall, sondern die Absicht des Dichters war. Das Glück im Herbst kann dem Menschen die reichere Ernte und Freude bringen und dies betont die erhebliche Bedeutung des Friedens von Lunéville für Hölderlin. In der zweiten Strophe fordert Hölderlin seinen Freund auf, die alte Sitte des Herbstes zu feiern und nichts anderes zu denken. Das heißt, er möchte mit seinem Freund zusammen diese Freude genießen.

Auch in der Elegie *Heimkunft* gibt es einen Vers, der als Hinweis auf den Frieden von Lunéville verstanden werden kann.

Aber das Beste, der Fund, der unter des heiligen Friedens  
Bogen liegt, er ist Jungen und Alten gespart.<sup>34</sup>

---

<sup>31</sup> Friedrich Beissner (Hg.), Hölderlin: Sämtliche Werke. StA. Bd. 2.2. Stuttgart 1951, S. 584-587.

<sup>32</sup> Adolf Beck (Hg.), Hölderlin: Sämtliche Werke. StA. Bd. 6.1. Stuttgart 1954, S. 413-414.

<sup>33</sup> Ebenda, S. 417.

<sup>34</sup> Friedrich Beissner (Hg.), Hölderlin: Sämtliche Werke. StA. Bd. 2.1. Stuttgart 1951, S. 98.



*Heimkunft* ist nach Hölderlins Rückkehr von seiner Hofmeisterstelle in der Schweiz am 11. April 1801 entstanden.<sup>35</sup> Dies war auch die Zeit des Friedensschlusses von Lunéville. Deshalb kann der Bogen des heiligen Friedens als der Frieden von Lunéville interpretiert werden. Es gibt zudem einige Gedichte, die einen möglichen Bezug zum Frieden von Lunéville aufweisen, die hier jedoch nicht behandelt werden, da der vorliegende Beitrag ausschließlich Hölderlins *Elegien* zum Gegenstand hat.

### 1.3 Hölderlins Sorge um die Zukunft

Hölderlin ist von der Französischen Revolution begeistert und glaubt fest an eine bessere Zukunft, aber manchmal fürchtet er auch, dass die Französische Revolution für Deutschland kein wirkliches Vorbild ist. Der Konflikt zwischen Hölderlins Glauben und seiner Sorge um die Realität wird von dem damaligen Gesellschaftszustand verursacht. Europa erlebte zu dieser Zeit einen heftigen Aufruhr und eine stürmische Entwicklung. Während England mit der industriellen Revolution des 18. Jahrhunderts den Feudalismus modifiziert, in Frankreich im 18. Jahrhundert das mächtige und reiche Bürgertum entsteht, das die Französische Revolution initiiert, gibt es in Deutschland bis zum 19. Jahrhundert kein nennenswertes, unabhängiges Bürgertum. Die Wirtschaft stagniert und die Leute stehen unter wirtschaftlichem und politischem Druck.<sup>36</sup> Unter diesen Umständen ist Hölderlins Sorge durchaus verständlich. Einige Verse in *Der Wanderer* bringen Hölderlins Sorge zum Ausdruck:

Vater und Mutter? Und wenn noch Freunde leben, sie haben  
Anders gewonnen, sie sind nimmer die Meinigen mehr.<sup>37</sup>

Obwohl fast alles in der Heimat wie einst ist, fehlt doch etwas Wichtiges. Die Verwandten haben etwas Neues bekommen und gehören nimmer zu dem Dichter. So bittet er den Gott, seinen Becher zu füllen, um schnell „unter den Heimischen sein“<sup>38</sup> zu können. Dies ist seine Sorge. Er fürchtet, dass sich die Französische Revolution in seinem eigenen Land nicht richtig entwickelt, obwohl fast alles dazu bereit ist. In *Heimkunft* findet sich auch eine ähnliche Formulierung, die Hölderlins Zögern ausdrückt, nämlich der Vers

---

<sup>35</sup> Friedrich Beissner (Hg.), Hölderlin: Sämtliche Werke. StA. Bd. 2. 2. Stuttgart 1951, S. 621.

<sup>36</sup> Vgl. Yang Zutao, Entwicklungsprozess der deutschen klassischen Philosophie. Wuhan 2003, S. 1. Dieser Buchtitel wurde von den Verfasserinnen der vorliegenden Arbeit aus dem Chinesischen ins Deutsche übersetzt.

<sup>37</sup> Friedrich Beissner (Hg.), Hölderlin: Sämtliche Werke. StA. Bd. 2. 1. Stuttgart 1951, S. 82.

<sup>38</sup> Ebenda, S. 83.

„Thörig red ich“<sup>39</sup> nach dem Glück. „Aber das Beste, der Fund, der unter des heiligen Friedens Bogen lieget, er ist Jungen und Alten gespart.“<sup>40</sup> Einerseits hat er ein Glück erlebt, andererseits meint er, dass sein Gedanke darüber töricht ist.

Zusammenfassend sind Hölderlins *Elegien* mit der damaligen gesellschaftlichen Wirklichkeit eng verbunden. Das reale Geschehen dient als Stoff für seine *Elegien*. Mit den Kenntnissen über die damalige Gesellschaft und die Politik lassen sich Hölderlins *Elegien* besser verstehen.

## 2 Die philosophische Einsicht

Hölderlins politische Einsicht ist eng verbunden mit der philosophischen Revolution zwischen dem Ende des 18. Jahrhunderts und den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts, die als Reflexion über die Gesellschaft und die Französische Revolution parallel zu den gesellschaftlichen Zuständen verläuft.<sup>41</sup> Ihre hauptsächliche Auffassung ist der deutsche Idealismus, dessen Vertreter sind z. B. Kant, Fichte, Schiller und Hölderlin usw. Um die Menschen zu beglücken bzw. die nicht zufriedenstellende Gesellschaft zu verändern, gehen sie von der Realität aus und verfassen viele theoretische Aufsätze. Sie heben die deutsche Philosophie auf ein nie dagewesenes hohes Niveau. Diese philosophischen Fragen, Gedanken und Einsichten haben Hölderlin tief beeinflusst. Mit der Diskussion über die Philosophie, vor allem über Kants und Fichtes Philosophie, hat Hölderlin seine eigenen philosophischen Gedanken formuliert. Er opponiert gegen den kantischen Idealismus und Fichtes „absolutes Ich“. Das Ich ist nicht absolut, es kann nicht alles beherrschen. Noch spielen die anderen Faktoren, wie z. B. die Natur, dabei eine wichtige Rolle. Alle Lebewesen existieren gleichberechtigt, sie bestimmen einander und sind intersubjektiv, sie alle sind Daseinsformen des Seins. Er möchte durch „intellektuale Anschauung“<sup>42</sup> „den Widerstreit zwischen dem Subject und dem Object, zwischen unserem Selbst und der Welt, ja auch zwischen Vernunft und Offenbarung“ verschwinden machen.<sup>43</sup> Dieser Gedanke zeigt sich auch in seinen *Elegien*, wie z. B. in der ersten Strophe der *Elegie Der Wanderer* bei der Schilderung der Wüste und des nördlichen Pols, die weiter oben bereits interpretiert worden ist. Die von der dürren afrikanischen Wüste und der eiskalten Öde des nördlichen Pols symbolisierte extreme gesellschaftliche Schattenseite wird von den Menschen und deren absoluter Subjektivität

---

<sup>39</sup> Ebenda, S. 98.

<sup>40</sup> Ebenda.

<sup>41</sup> Vgl. Yang Zutao, Entwicklungsprozess der deutschen klassischen Philosophie, a. a. O., S. 1.

<sup>42</sup> Adolf Beck (Hg.), Hölderlin: Sämtliche Werke. StA. Bd. 6. 1. Stuttgart 1954, S. 203.

<sup>43</sup> Ebenda.

verursacht. Deshalb möchte Hölderlin Menschen und Natur vereinigen, und er bittet die Natur um „der Haine Gesang“<sup>44</sup> und „die Gärten des Vaters“<sup>45</sup>.

Am Anfang der Elegie *Der Gang aufs Land* schließt der Himmel den Dichter und seinen Freund „eng“ ein. Deswegen erscheint das trübe Wetter dem lyrischen Ich als eine finstere Zeit: „Weder die Berge sind noch aufgegangen des Waldes / Gipfel nach Wunsch und leer ruht von Gesange die Luft. Trüb / ists heut, es schlummern die Gäng´ und die Gassen und fest will / Mir es scheinen, es sei, als in der bleiernen Zeit.“<sup>46</sup> Trotz dieser schlimmen Lage äußert er noch seinen Wunsch:

Mög' ein Besseres noch das menschenfreundliche Mailicht  
Drüber sprechen, von selbst bildsamen Gästen erklärt.<sup>47</sup>

Das Bessere ist die Gunst des Himmels, der Natur, die nur für die bildsamen Menschen ist, wie er und Landauer. Die Menschen, die sich der Natur entgegen stellen, können das Glück nicht haben.

In der Elegie *Brod und Wein* hat Hölderlin die Habgier und das Kalkül der Menschen genau veranschaulicht: „satt gehn heim von Freuden des Tages zu ruhen die Menschen, und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt wohlzufrieden zu Haus.“<sup>48</sup> Nach der Arbeit ruhen sie nicht, sondern wägen zu Hause in der Nacht weiter. Dazu im Gegensatz „tönt das Saitenspiel fern aus Gärten“<sup>49</sup>, das ist „ein einsamer Mann ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit.“<sup>50</sup> Als ein einsamer Intellektueller und Dichter ist Hölderlin in dieser schlimmen Gesellschaft unter diesen sinnigen Häuptern ein Außenseiter und fühlt sich sehr einsam. Er kann sich nur an die Vergangenheit erinnern.

Nach dem Unverständnis für die Menschen und ihre Aktivitäten fragte er sich selbst in einem Brief:

Warum leben sie (die Menschen) nicht, wie das Wild im Walde, genügsam, beschränkt auf den Boden, die Nahrung, die ihm zunächst liegt, und mit der es, das Wild, von Natur zusammenhängt, wie das Kind mir der Brust seiner Mutter? Da wäre kein Sorgen, keine Mühe, keine Klage, wenig Krankheit, wenig Zwist, da gäb' es keine schlummerlosen Nächte [...]<sup>51</sup>

---

44 Friedrich Beissner (Hg.), Hölderlin: Sämtliche Werke. StA. Bd. 2.1. Stuttgart 1951, S. 80.

45 Ebenda.

46 Ebenda, S. 84.

47 Ebenda, S. 85.

48 Ebenda, S. 90.

49 Ebenda.

50 Ebenda.

51 Adolf Beck (Hg.), Hölderlin: Sämtliche Werke. StA. Bd. 6. 1. Stuttgart 1954, S. 327.

Und in demselben Brief gab er sich selbst darauf auch Antwort:

Dieses Weiterstreben, dieses Aufopfern einer gewissen Gegenwart für ein Ungewisses, ein Anderes, ein Besseres und immer Besseres seh' ich als den ursprünglichen Grund von allem, was die Menschen um mich her treiben und thun.<sup>52</sup>

Aus dieser Analyse können wir folgenden Schluss ziehen: Hölderlin reflektierte intensiv über die Gegenwart, die menschlichen Aktivitäten, das Verhältnis zwischen Menschen und die Natur sowie die Behandlungsweise der Menschen gegenüber der Natur. Er äußerte seine eigene Meinung dazu, die er mit seinen *Elegien* indirekt zum Ausdruck brachte: Die Natur wird von den Menschen infolge ihrer Interessen zerstört. Diese Aktivität der Menschen bereitet ihm Schmerzen, so dass er sich einsam unter diesen Menschen fühlt.

### 3 Die Liebe zu Susette Gontard

Hölderlin ging sein Leben lang keiner richtigen Erwerbstätigkeit nach. Nach dem Abschluss im Tübinger Stift war er viermal als Hofmeister tätig. Davon ist die zweite Tätigkeit als Hofmeister für ihn und seine Dichtungen sehr bedeutsam. Dies ist nämlich die Hofmeisterstelle in Frankfurt am Main bei dem Bankier Gontard, wo er und die Hausherrin Susette Gontard sich ineinander verliebten. Ihre Liebe war ein tiefer Einschnitt in Hölderlins Leben und gab seinen Dichtungen ein neues Thema. Eigentlich hat er in *Hyperion* eine ideale literarische Gestalt geschaffen, aber da kannte er Susette noch nicht.<sup>53</sup> Diese ideale Figur hatte keinen realistischen Bezug, deshalb bleibt sie einigermaßen vage. Durch die Begegnung mit Susette fand er endlich das idealisierte weibliche Image in der Realität und diese in seiner Dichtung den Namen *Diotima* tragende Gestalt ist viel klarer für ihn. Danach entstand eine ganze Reihe von *Diotima*-Gedichten, wie z. B. in den frühen Hymnen lobte er *Diotima* als Schönheit, Vollkommenheit, Erhabenheit, Liebe und Harmonie. Auch in einem Brief an Neuffer verherrlichte er Susette:

Es giebt ein Wesen auf der Welt, woran mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird [...] Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh und Le-

---

<sup>52</sup> Ebenda.

<sup>53</sup> Zhao Leilian, A study of Friedrich Hölderlin's aspects about harmony. Beijing 2017, S. 200. Das Zitat wurde von den Verfasserinnen der vorliegenden Arbeit aus dem Chinesischen ins Deutsche übersetzt.

ben, u. Geist und Gemüth und Gestalt ist ein seeliges Eins in diesem Wesen.<sup>54</sup>

Für ihn ist Susette so schön und vollkommen, dass „es auch immer ein Tod für diese stille Seeligkeit ist, wenn sie zu Sprache werden muß.“<sup>55</sup>

Die Elegie *Menos Klage um Diotima* kann als Schlusspunkt dieser Reihe gelten und führt die Diotima-Thematik auf ihren Höhepunkt. Für Hölderlin ist Susette das Ideal einer Frauen-Figur, die „Hoheit und Grazie vereinend, sich eine Unabhängigkeit des Geistes bewahrt.“<sup>56</sup> Wegen seiner Liebe zur verheirateten Susette, Mutter mehrerer Kinder, steht Hölderlin mit der Geliebten im Spannungsfeld von Liebe und Verpflichtung. Letztendlich wählen sie die Verpflichtung und gaben ihre Liebe auf. Dies bedeutete für beide – von der Liebe zerrissen und traurig – eine Qual. Nach Hölderlins Abschied zieht sich Susette zunehmend aus der Gesellschaft zurück. Schließlich „stirbt sie am 22. Juni 1802“<sup>57</sup>. Deswegen brachte Hölderlin mit der angemessenen Form der *Elegie* seinen Liebeskummer und seine Verzweiflung sowie seine Klage über ihren Tod offen zu einem vollendeten Ausdruck.

Susette trägt den imaginären Namen *Diotima*. Hölderlin vergleicht sich selbst mit einem getroffenen Wild, das Schmerzen erleidet und nicht weiß, was es tun soll. Es läuft nur in den Wäldern herum und wendet sich dann an den Tod um Hilfe, aber auch das hilft nichts. Am Schluss findet er sein Heil, nämlich Liebe. Die Liebe kann dem Menschen sowohl Wonne als auch Qual bringen, das Wichtigste aber ist, wie man mit der Liebe umgeht. Seine Liebe zu Susette ist Hölderlin noch immer im Gedächtnis, was ihm wieder Mut und Hoffnung gibt, obwohl er stets von der unerreichbaren Liebe gequält wird, was in der ersten Strophe von der *Elegie Menons Klagen um Diotima* anschaulich gezeigt wird:

Täglich geh' ich heraus, und such' ein Anderes immer,  
[...]  
Ruh' erbittend; so flieht das getroffene Wild in die Wälder,  
    Wo es um Mittag sonst sicher im Dunkel geruht;  
Aber nimmer erquickt sein grünes Lager das Herz ihm,  
    Jammernd und schlummerlos treibt es der Stachel umher.  
Nicht die Wärme des Lichts, und nicht die Kühle der Nacht hilft,  
    Und in Woogen des Stroms taucht es die Wunden umsonst.  
Und wie ihm vergebens die Erd' ihr fröhliches Heilkraut  
    Reicht, und das gährende Blut keiner her Zephyre stillt,  
So, ihr Lieben! auch mir, so will es scheinen, und niemand

---

<sup>54</sup> Adolf Beck (Hg.), Hölderlin: Sämtliche Werke. StA. Bd. 6. 1. Stuttgart 1954, S. 213.

<sup>55</sup> Ebenda, S. 236.

<sup>56</sup> Valérie Lawitsch, „Diotima-Susette Gontard“, in: Johann Kreuzer (Hg.), Hölderlin-Handbuch: Leben – Werk und Wirkung. Stuttgart 2002, S. 34.

<sup>57</sup> Ebenda, S. 36.

Kann von der Stirne mir nehmen den traurigen Traum?<sup>58</sup>

Diese Elegie ist einerseits die Erinnerung an seine geliebte Susette, andererseits spiegelt sie sein Ideal wider, also die Suche nach Schönheit, Vollkommenheit und Harmonie. Denn *Diotima* verkörpert in Hölderlins Werken stets das Gute, Schönheit und Vollkommenheit: Besteht die Liebe, so bleibt alles gut, ohne Liebe wird die Welt dunkel.

#### 4 Schlusswort

Der vorliegende Beitrag untersucht die Realitätsnähe in Hölderlins Elegien und bietet Belege dafür hauptsächlich aus Hölderlins repräsentativen Elegien, Briefen sowie Daten aus seinem Lebenslauf. In der Analyse wird die realitätsbezogene Sprache in Hölderlins Elegien festgestellt. Hölderlin hat Motive aus der erlebten Realität mit poetischer Verfahrensweise verarbeitet, weshalb die Bezüge zur Realität in den *Elegien* nicht so offensichtlich in Erscheinung treten. Die Wirklichkeit macht die Sprache der *Elegien* einerseits lebhaft, sinnvoll und heuristisch, andererseits schwer verständlich, denn Hölderlin ist eine ganz besondere Poetik zu eigen, wie z. B. das göttliche Dichten. Er verhüllt die Realität in den *Elegien* und verbirgt den Bezug zur Wirklichkeit. Nur wenn man Hölderlins Gedanken und Erlebnisse gut kennt, kann man diese Beziehung entdecken und zu einem besseren Verständnis seiner Elegien gelangen.

---

<sup>58</sup> Adolf Beck (Hg.), Hölderlin: Sämtliche Werke. StA. Bd. 6. 1. Stuttgart 1954, S. 75.